

ist auch in diesem Zusammenhang, dass bislang kein großes Thema da ist, von dem zu erwarten wäre, dass es 2013 auch die Bundestagswahl prägen könnte – obwohl die Politik europaweit seit Jahren durch existenzielle Finanzfragen verunsichert ist. Das Thema Euro löst über die südeuropäischen Protestbewegungen gegen Sparpolitik hinaus bislang keinen Einmischreflex aus, auch nicht bei den Newcomern des politischen Betriebes. Da ist eher ratloser Abstand, wenn es um den großen politischen Rahmen geht.

Das Erklären komplexer Sachzusammenhänge ist längst in publizistische Nischen verschoben, wo es dafür noch Publikum gibt. Randthemen bringen Auflage und Quote – und mittlerweile ja auch Wahlerfolg, was durchaus miteinander zu tun hat. Es interessiert eher Kleines, das man kennt, als Großes, das man nicht versteht. Doch genau das müsste sich ändern, wenn eine bräsig gewordene Kanzlerin erschüttert werden sollte. Angela Merkel sucht die

Rolle der präsidentialen Landesmutter. Wer Merkel stellen will, braucht ein Aufbruchsthema. Vielleicht ergibt es sich deutlicher nach der Frankreich-Wahl. Nach dem Achtungserfolg der französischen Populisten wird sich auch der Blick auf das komplizierte Thema Europa verändern. Mehr Gewicht für Wachstumsimpulse und soziale Gerechtigkeit, dann mit mehr Investitionen aber noch mehr Schuldenrisiko? Wie diese Debatte in Deutschland ausgeht, ist alles andere als sicher. Aber vielleicht wird irgendwann ja auch bewusst, dass die eine oder andere Befriedungsaktion noch lange nicht nachhaltig ist, ob Energiewende oder Schuldenbremse. Das wäre dann der Zeitpunkt, an dem wieder substanzieller über Politik geredet würde.

Gewiss ist nur, dass mit sinkenden Wachstumswahlen und verstärkten Verteilungskonflikten immer auch die Zeiten des bequemen Sowohl-als-auch zu Ende gehen, mit dem die Kanzlerin bislang alle für sie gefährlichen Debatten wegdrücken konnte. ■

Klaus Harpprecht

Die Glosse: »Ich kann und mag nicht fröhlich sein...«

»**W**enn alle schlafen, so muss ich wachen und traurig sein...« Also singt Günter Grass (wenn er denn singt) sein Lied aus *Des Knaben Wunderhorn*. Unser Schmerzensdichter. Schlurfte jemals ein Nobelpreisträger mit solcher Grämlichkeit durch die Welt, die es doch so schlecht nicht mit ihm meint, sonst hätte sie ihm kaum den schönsten Kranz literarischen Lorbeers aufs Haupt gelegt? Der Ruhm ist seitdem nicht völlig verwelkt. Doch wie man ihn kürzlich (aus gebotener Distanz) wartend am Flugplatz sah, überkam den minderen Kollegen ein Anflug von Mitleid: Ja warum, fragte er sich, steht der da, als habe sich alles Elend der Menschheit auf seinen Schultern gesammelt? Wie trostlos sie nach unten



Klaus Harpprecht

(* 1927) ist Mit-Herausgeber der *Neuen Gesellschaft/Frankfurter Hefte*, war u.a. Berater von Willy Brandt. Bei S. Fischer erschien zuletzt: *Arletty und ihr deutscher Offizier*. 2011 erhielt er nach 1966 zum zweiten Mal den Theodor-Wolff-Preis, nun für sein Lebenswerk.

hingen: der Schnauzbart und die Mundwinkel, die Brauen und die Augenlider. Wie der Volksmund heutzutage sagt: Er hing durch. Das war schon so, als es ihm besser ging. Der deutsche Schmerzensmann. Der er doch nicht sein müsste. Obschon ihm das Alter zusetzt, wie so manchem von uns. Ihm womöglich mehr, als üblich ist. Das

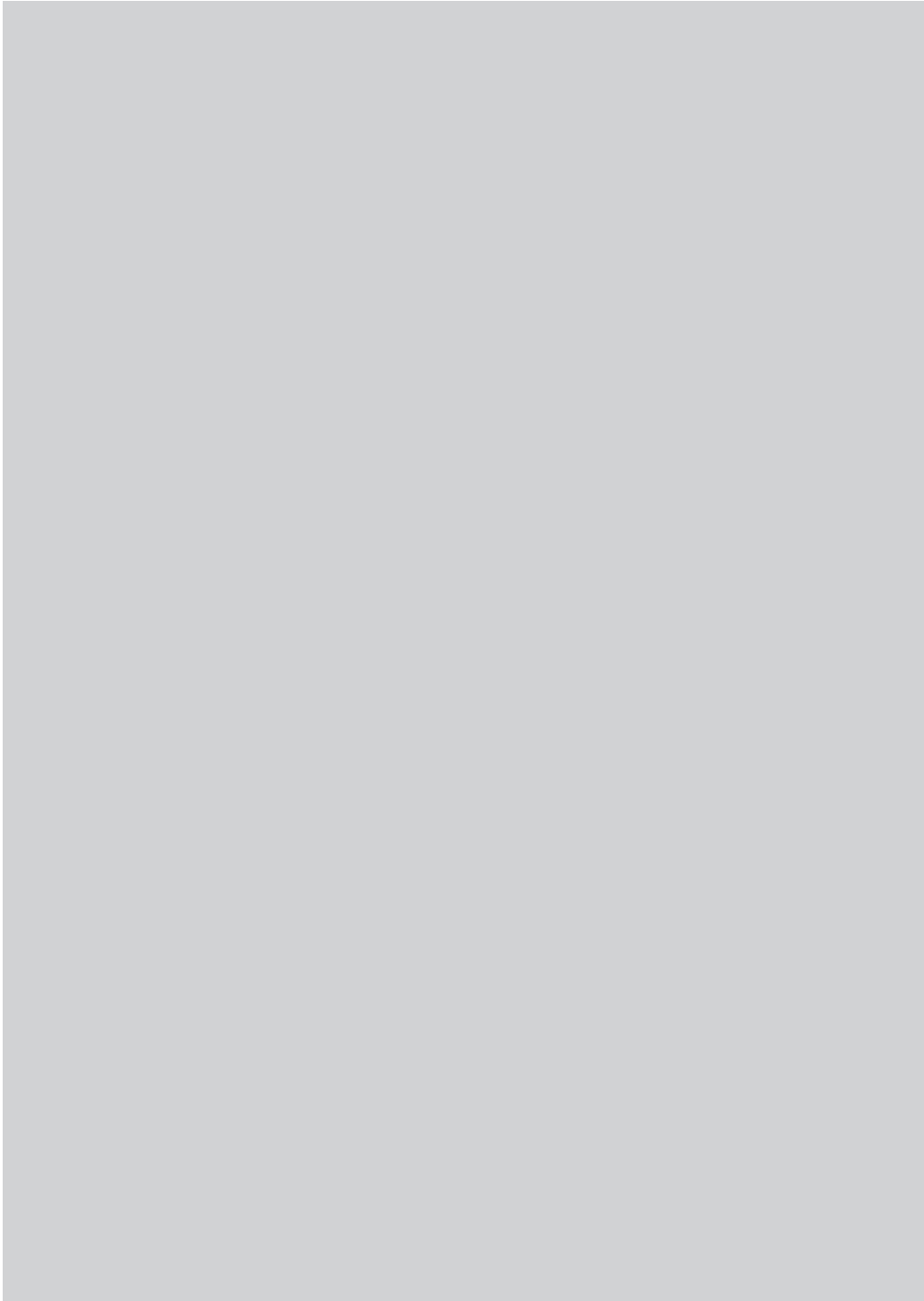
tut uns leid. Ihn könnte die Einsicht trösten, dass er so viel Glück hatte, wie es selten einem Menschen der Kunst widerfährt? Er hat einen genialen Roman geschrieben: eine Gnade, die unter 100.000, nein, einer Million Büchern nur einem einzigen Autor beschert wird? Und hüpfte ihm nicht eine populäre Erzählung in die Feder, *Katz und Maus*, deren TV-Fassung dank der Mitwirkung zweier Brandt-Söhne sogar Sensation machte? Gelangen ihm nicht zu Anfang originelle Gedichte (die in der Tat Gedichte waren), frech und schlau und ein bisschen vulgär und trotzdem von Poesie getränkt? War es ihm nicht vergönnt, Buch um Buch auf den Markt zu werfen, von denen keines – wie sollte das auch zugehen? – den Rang des ersten erreichte, doch auch keines völlig missraten war, jedes seitenweise bemerkenswert, auch in den Manierismen den unübertroffenen Kunsthandwerkmeister bezeugend (nicht anders seine Zeichnungen, seine Skulpturen)? Hatte er nicht als Trommel-Virtuose der Es-pe-de Beträchtliches für die Belebung der jungen Demokratie und für die Wahl Willy Brandts zum Bundeskanzler geleistet?

Ein erfülltes Leben, darf man behaupten. Sein Publikum nahm es hin, mitunter seufzend, dass er im Fortschritt der Jahre etwas zu oft und zu heftig den Zeigefinger gen Himmel reckte: *praeceptor germaniae* – nichts weniger als der Chefmoralist der Nation. Keiner rügte die Exnazis mit solch geballter Empörung wie er, und er war es, nicht zu vergessen, der die Deutschen mahnte, sie sollten – aus Respekt vor Auschwitz – auf die Wiedervereinigung verzichten, von der er (nicht zu unrecht) vermutete, dass sie Furcht unter den kleineren Nachbarn wecken würde. Eine Grundangst, die freilich durch die Bindung des größeren Deutschland an die Europäische Union und die Atlantische Allianz gezähmt werden konnte – jene segensreichen Institutionen, für die sich unser Dichter (wie die Mehrzahl

seiner Kollegen) nur am Rande zu interessieren schien.

Ach, man hätte den hoch erhobenen Zeigefinger hingenommen, hätte der große G.G. nicht in seinem Memoiren-Roman auf umständliche Weise gestanden, dass er zum Ende des Krieges in einer Einheit der Waffen-SS gedient habe. Nicht freiwillig, wie er betonte. Lassen wir dies dahingestellt. Ein ähnliches Geschick ist Zehntausenden widerfahren, und kein zeitgeschichtlich halbwegs beschlagener Bürger hätte ihm jene unglückselige Verstrickung so zornig vorgehalten, wie es denn geschehen ist – hätte er nicht 60 Jahre gewartet, bis er mit der Wahrheit herausrückte, hätte er mit dem Unglücksfinger nicht so bohrend auf andere gezeigt (zum Beispiel den Wirtschaftsminister Karl Schiller, dem er zusetzte, seine NS-Vergangenheit doch endlich auf den Tisch zu legen). Nun allerdings brach die öffentliche Empörung über ihn herein. Die Klage über seinen moralisierenden Hochmut, über seine Heuchelei, seine infantile Verlogenheit schwappte durch Deutschland und das halbe Europa. Der Dichter reagierte beleidigt, gekränkt, ein Verfolgter der Medienmeute, geradezu ein Märtyrer.

Der Zorn verebte. Den Nobelpreis hatte er schon (der vielleicht dem einstigen Waffen-SS-Krieger verweigert worden wäre, wer weiß?). Ganz so lieb wie einst hatten ihn die Deutschen danach nicht mehr. Aber sie füllten noch immer die Säle, wo er auch auftrat. Seine Bücher wurden tüchtig gekauft. In seinem tiefsten Innern aber nagte ein Wurm. Er litt an einer Entbehrung. Aber was war es? Die Frau an seiner Seite war immer klug und herzlich, und sie spielte ganz köstlich die Orgel. Keine seiner Ehemaligen schien nachtragend bitter zu sein. Die Kinder machten, so weit man weiß, dem Papa keine Schande. Die Stadt Lübeck ehrte und verwöhnte ihn, wie sie's bei ihrem ureigenen Sohn Thomas Mann nie-



mals auch nur versucht hatte. Er selber hat eine Stiftung kreierte, die junge Talente fördert. Und dennoch...

Als *praeceptor germaniae* nahm man ihn nicht länger ernst. Folglich entschloss er sich zur Flucht nach vorn: Spätestens mit dem als Gedicht getarnten Leitartikel über die Atommacht Israel und die Gefährdung des Weltfriedens schwang er sich aufs Podest des *praeceptor mundi* – und siehe da: Es hagelte wieder Kritik von allen Seiten, die Israelis schossen aus vollen Rohren (allerdings mit konventioneller Munition), einige vorwitzige Feuilletonisten machten sich gar über ihn lustig. Er hatte das Aufsehen, das er solange entbehren musste. Interviews bei ARD und ZDF – was für ein Fest! Und zugleich durfte er sich wieder lauthals über die »Campagne« beklagen, die Medien ob ihrer (freiwilligen) »Gleichschaltung« rügen, sein großes, sein übergroßes Ego zugleich in der Schmerzlust des neuen Martyriums baden... Er darf sich vor den Kameras, den Mikrofonen, den Federn der Reporter als ein Hiob der deutschen Literatur gerieren. Das Einreise-Verbot, das der israelische Innenminister unter dem Diktat seines unfehlbaren politischen Instinktes, seines hoch entwickelten Taktgefühls und seiner konkurrenzlosen Intelligenz erließ, erhöhte das peinliche Nicht-Gedicht für den Verfasser zur Opfertat.

Es lohnt nicht, die schiefe, womöglich mit Hintersinn deformierte Beschreibung der Situation Israels und seiner Absichten noch einmal zu widerlegen. Das ist ausführlich geschehen. Wobei uns wohler wäre, wenn sich die Kritiker mit differenzierteren Urteilen zu Wort gemeldet hätten. Natürlich ist Grass kein Antisemit. Er ist noch nicht einmal anti-israelisch. Er gab nie einen Zweifel am Existenzrecht des jüdischen Staates zu erkennen (andernfalls hätte ihn Golda Meir kaum zu einem Küchengespräch eingeladen, als er im Gefolge Willy Brandts Jerusalem besuchte).

Ach, der Grass machte sich in Wirklichkeit nur wichtig. Er dichtete von Ver-

hältnissen daher, von denen er nicht allzu viel versteht. Verhielte es sich anders, wäre ihm nicht in den Sinn gekommen, dass er – ausgerechnet er, der deutsche Präzeptor –, das »Schweigen« über die atomare Bewaffnung Israels brechen müsse, von der alle Welt seit Jahr und Tag durchaus weiß, dass es sie gibt (weshalb die Regierung in Jerusalem auch niemals den »Nichtverbreitungsvertrag« unterzeichnet hat) – und alle Welt auch darüber redet. Er mutete Israel keineswegs eine bisher nicht ausgesprochene Wahrheit zu, die früher zu sagen ihm seine »Herkunft«, die »von nie zu tilgendem Makel behaftet ist«, verboten habe (wie er in seinem Polit-Poem bekannte).

Hier darf das Wort an Henryk M. Broder weitergegeben werden, der mit G.G. das übergroße Ich und die Schmerzlust an der Empörung über sein gelegentlich tolldreistes Geschwätz gemein hat. Das »obsessive Interesse« der Deutschen an der Israel-Frage erklärte er in seiner jüngsten Polemik mit dem prächtigen Titel »Vergesst Auschwitz!«, speise sich vor allem aus »dem Wunsch, irgendjemand möge den Job zu Ende bringen, den die Nazis nicht vollendet haben, um die Deutschen von ihrem exklusiven Kainsmal zu befreien«. Dieses wolle er, fügte er hinzu, nicht als Provokation verstanden wissen. Er »meine es nicht nur so«, er sei »davon überzeugt«.

Man darf fragen, ob er sonst zu meinen meint, wovon er nicht überzeugt ist (oder Überzeugungen vorzutragen, die er nicht meint) – und wie er diese paradoxe Akrobatik meistert. Broder kann – fast wie der Dichter G.G. – nahezu alles. Doch eines, es muss gesagt werden, unterscheidet ihn von dem (seit Nietzsche) prominentesten Schnauzbart der Nation: er hat mehr Witz. Zuweilen auch auf eigene Kosten. Das wiederum beweist, dass ihn der liebe Gott mit einer Portion Humor begabt hat. Doch wehe – siehe oben – er schickt den Humor zum Teufel: dann wird er, wenigstens für ein paar Sätze, Grass ähnlicher, als es ihm lieb sein kann. ■